

# Emotionalbeginner

## Jenseits des Duft-Findens: drei deutsche Dokumentarfilme über Familien

Grit Lemke

Die schlechte Nachricht ist, daß die Beziehung eines Kindes zu den Eltern die wichtigste im Leben ist. Die zweite lautet, daß man dem nicht und niemals entkommt. Gute Nachrichten von der Mutter-Kind-Front gibt es keine – zumindest für eine Generation wie unsere, deren nach dem Krieg aufgewachsene Eltern alles so behandeln, als wäre es sowieso ihr und als müßte man nicht sorgsam damit umgehen. So haben sie den Planeten auf den Kübel gebracht und uns, ihre Kinder, gleich mit. Beweise dafür findet man auf der Berlinale in etlichen Dokumentarfilmen, z. B. in dem des Filmstudenten Jan Raiber, der sich nach 28 Jahren aufmacht, »Alle meine Väter« aufzusuchen. Was nicht so einfach ist – stellt sich doch heraus, daß der Mann, zu dem er Papa sagt, es nicht ist. Noch weniger als jener, der 18 Jahre lang Unterhalt zahlte, und im Film den vermeintlichen Sohn und kurz darauf die Wahrheit präsentiert bekommt. Ganz am Ende wird ein völlig unwissender Dritter unverhofft zum papa ex machina. Ein fröhliches Kuddelmuddel, ein Lügen und Betrügen, daß die Schwarte knackt, und eine Familie, die das alles beiläufig am Abendbrottisch diskutiert, als ginge es um Wurstaufstrich. Obwohl Raiber sich mit seinen Zweifeln, seiner ganzen Unbeholfenheit und Uncoolheit als (logisches) Zentrum des Films inszeniert, bewältigt er den schmalen Grat zwischen Ehrlichkeit und Peinlichkeit, an dem die meisten Regisseure bei solchen Themen zu scheitern pflegen. In einem Moment der Selbstreflexion dämmert ihm, daß ein guter Film wehtun muß. Damit ist er weiter als 90 Prozent seiner Kommilitonen.

Das wirklich Erstaunliche sind die durchweg gebremsten bis phlegmatischen Reaktionen der Elterngeneration. Auf eine Art bewundernswert, wie sie nicht zusammenbrechen, kein Geld zurückfordern und damit die Abwesenheit dämlicher Theatralik im wahren Leben beweisen. Wie sie statt dessen stumm voreinander stehen und zu Boden blicken. (Jeder Spielfilmregisseur könnte hier lernen, wie man große Gefühle ordentlich inszeniert.) Zugleich möchte man sie anschreien und schütteln angesichts der jahrelangen Totalverweigerung jeglicher Reflexion über das, was sie sich gegenseitig und vor allem ihren Kindern angetan haben.

Während die Leute aus Raibers (Ost-)Sippe als sympathische Emotionalbeginner aus der Geschichte hervorgehen, kann man das von Michael Stocks Mischpoke nicht behaupten. Auch in seiner tagebuchartigen Familien- und Selbstbefragung »Postcard to Daddy« geht es um Versöhnung, ja mehr noch: Vergebung. Was hier verhandelt wird, ist weitaus härter und bewegt sich per se an der Schmerzgrenze: Stock ist jahrelang von seinem Vater sexuell mißbraucht worden und hat später den Schritt in ein »normales« Leben jenseits des exzessiven Konsums von Drogen und Sex kaum bewältigt.

HIV-infiziert und die eigene Endlichkeit vor Augen, zwingt er die durch und durch bürgerlich-arrivierte Familie und sich selbst hinzusehen. Die ganzen Abgründe der westdeutschen Mittelschicht tun sich auf zwischen einer Mutter, die vor Schreck gleich selbst zur Therapeutin wurde (ob man dadurch mehr begreift, bleibt fraglich) und dem Vater, der – s.o. – bei alledem nichts findet und zugleich gebrochen ist. Auch hier liegt in seiner Reaktion der stärkste Moment eines Films, der in Dramaturgie und Montage weit hinter seinen Möglichkeiten bleibt.

Wer immer noch nicht glaubt, daß man die Verletzungen der Kindheit mit sich rumschleppt, bis sich der Deckel über einem schließt, den schicken wir in »Wiegenlieder« von Tamara Trampe und Johann Feindt. Mit der einfachen Frage »Können Sie sich an ein Lied erinnern, das Ihre Mutter Ihnen zum Schlafengehen gesungen hat?«, gestellt in den dreckigen Straßen Berlins, lösen sie bei ihren Gegenübern (und beim Zuschauer) emotionale Lawinen aus. Es beginnt manchmal mit einem Lächeln, einem Summen, einem Erinnerungsfetzen, und endet in Geschichten von Geborgenheit oder Einsamkeit, Aufgehoben- oder Verlorensein, Heimat oder ewiger Flucht, Stärke oder dem permanenten Kampf mit den inneren Dämonen.

Die Erzählungen, Lieder und hingetupften Akkorde verbinden sich mit den Bildern voll rauher Poesie zu einem filigranen Etwas und erzählen zugleich von einem Berlin jenseits des Dufte-Findens. Wer sich nach diesem Film nicht für eine Stunde zum Heulen abmeldet, hat entweder eine extrem glückliche Kindheit verlebt oder ist aus anderen Gründen als Freund nicht zu empfehlen.

**»Alle meine Väter«, Regie: Jan Raiber, D 2009**

**»Postcard to Daddy«, Regie: Michael Stock, D 2010, 85 min**

**»Wiegenlieder«, Regie: Tamara Trampe und Johann Feindt, D 2009**

*Erschienen in: junge Welt, 11.02.2010*  
*<http://www.jungewelt.de/2010/02-11/028.php>*